Predigt zu Matthäus 20, 1 – 16
am Sonntag, 1. Mai 2011
auf dem Marktplatz in Herborn

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.

Der Predigttext für den heutigen 1. Sonntag nach Ostern steht im Matthäus-Evangelium, Kapitel 20, die Verse 1 – 16.

Denn mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Weinbergsbesitzer, der früh am Morgen ausging, um Arbeiter für seinen Weinberg anzuwerben. Und als er mit den Arbeitern um einen Silbergroschen als Tagelohn einig geworden war, sandte er sie in seinen Weinberg. Und er ging um die dritte Stunde wieder aus und sah andere auf dem Markt herumstehen und sagte zu ihnen: Geht ihr auch hin in den Weinberg; ich will euch geben, was recht ist. Um die sechste und die neunte Stunde ging er nochmals aus und machte es ebenso. Um die elfte Stunde aber ging er aus und fand dort wieder andere und sagte zu ihnen: Was steht ihr hier den ganzen Tag herum? Sie antworteten ihm: Es hat uns niemand eingestellt. Er sagte zu ihnen: Geht auch ihr in den Weinberg.

Als es nun Abend geworden war, sagte der Besitzer des Weinbergs zu seinem Verwalter: Ruf die Arbeiter zusammen und gib ihnen den Lohn und fang bei den letzten an bis zu den ersten. Da kamen die, die um die elfte Stunde eingestellt worden waren, und jeder empfing seinen Silbergroschen. Als aber die ersten kamen, meinten sie, sie würden mehr empfangen; doch jeder empfing auch nur seinen Silbergroschen. Und als sie den empfingen, murrten sie gegen den Weinbergsbesitzer und sagten: Diese letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, doch du hast sie uns gleichgestellt, die wir des Tages Last und Hitze getragen haben. Er antwortete aber und sagte zu einem von ihnen: Mein Freund, ich tu dir nicht Unrecht. Bist du nicht mit mir um einen Silbergroschen einig geworden? Nimm, was dir zusteht, und geh! Ich will aber diesem letzten dasselbe geben wie dir. Oder darf ich nicht mit meinem Geld tun, was ich will? Blickst du böse, weil ich so gütig bin? So werden die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein.

Wir beten: Guter Gott, wir danken dir für dein Wort und das Wort deiner Zeugen. Segne du unser Hören und unser Reden. Schenke uns ein Herz für dein Wort und ein Wort für unser Herz. Amen.

Liebe Gemeinde,

Gottes Güte gilt für alle gleichermaßen. Unser Gott ist allen gleich gnädig. Er lässt niemanden aus. Das ist die fröhliche Botschaft dieser Geschichte, eine österliche Geschichte buchstäblich, die unser Herz aufgehen lässt.

Da gibt es kein Aufrechnen, kein Abgrenzen, kein Ausgrenzen mehr. Für ihn sind wir alle, jeder von uns unendlich wertvoll. Ohne Ausnahme. Das verhängnisvolle Kalkulieren von Oben nach Unten, zwischen Drinnen und Draußen hat ein für allemal ein Ende. Damit keine und keiner verlorengeht. Und weil wir nur gemeinsam leben können. Eben nicht gegeneinander und nicht einander ausschließend. Ja, mit der ganzen Welt des Aufrechnens und mit der Glitzer- und Glamourwelt, vor der sich das erniedrigte Volk in falscher Demut verbeugt, hat die Geschichte des Jesus von Nazareth – eben auch dieses Gleichnis wie viele andere – nichts und auch gar nichts zu tun. Weil seine Kraft in den Schwachen mächtig ist – und er sie nicht der Verlorenheit preisgibt.

Nicht nur über Gottes Güte hören wir, sondern auch über seine Gerechtigkeit. Unsere Welt wird auf den Kopf gestellt: Gerecht ist nicht das, was ein Mensch auf Grund seiner Leistung verdient. Gerecht ist vielmehr das, was ein Mensch für sein tägliches Leben braucht. Deswegen sagt die Ökumenische Bewegung: Die Aufgabe der Weltchristenheit ist, die bewohnte Erde bewohnbar zu machen durch eine „Ökonomie des Genug“. Das bedeutet auch: Gerecht ist das, was Menschen einander schulden, einander gerechterweise zugestehen, die in einer Gemeinschaft leben – damit jede und jeder genug zum Leben hat.

Damit soll die Leistungsfähigkeit des Menschen nicht entwertet werden. Aber sie entscheidet nicht über die Würde eines Menschen. Erst das solidarische Band gibt allen ihre Würde – das solidarische Band auch zwischen Leistungsfähigen und Leistungsschwachen. Und Solidarität schenkt unserer Gesellschaft Würde und Wärme. Ohne sie ist es arm um uns bestellt. Erst Solidarität macht unsere Gesellschaft gerecht.

Das bedeutet auch: Niemand, auch nicht die Leistungseliten, können Gottes Gnade für sich reklamieren oder reservieren. Der Glaube ist ja auch kein Gnadenreservat für die besonders Frommen oder eine Privatoase der Kirchen. Weil ja Jesus Christus gestorben und auferstanden ist für alle Welt. Und nicht, um einer Welt den Weg zu bereiten, die zwischen Drinnen und Draußen trennt.

Wir spüren es auf Schritt und Tritt: Die Gleichnisgeschichte Jesu ist nicht nur tröstlich, weil sie von Gottes Güte als Krönung der Gerechtigkeit spricht. In einer Welt, die nicht so ist, wie Gott sie gewollt hat, wo so viele Mächtige und Reiche dauernd Göttlein spielen, da macht die Geschichte großen Ärger. Aber selbst für die, die länger gearbeitet haben, die effektiver und besser erscheinen in einer Welt von Lohn und Leistung und Marktwirtschaft, ist die Geschichte Jesu eine Zumutung. Als die, die länger gearbeitet haben, murren, sagt der Weinbergbesitzer zu einem von ihnen: „Mein Freund, ich tu dir nicht unrecht... Nimm, was dir zusteht, und geh! Ich will aber diesem letzten dasselbe geben wie dir. Oder darf ich nicht mit meinem Geld tun, was ich will? Blickst du böse, weil ich so gütig bin?“ Ja, in der Tat, man hält die Luft an bei so viel patriarchalischer Güte.

Man möchte einen Moment gerne flüchten – und den alten Deutungen des Gleichnisses nachgeben. Zum Beispiel, dass es hier nicht um die reale Welt gehe, sondern um das künftige Gottesreich – denn in dem erst sei das Lohn-Leistungs-Prinzip aufgehoben. Oder dass Gottes Lohn für alle gleich sei – ob man früh oder spät zum christlichen Glauben gekommen ist. Und dann hat es die so verhängnisvolle Gleichnisauslegung gegeben: Die von Gott zuerst Berufenen, die Juden, würden zu den Letzten erklärt. So schnell konnte aus der Abgrenzung die Ausgrenzung, aus dem Antijudaismus der Antisemitismus entstehen. Mit all dem katastrophalen Schuldigwerden unseres Landes.

Jedoch wir dürfen heute nicht flüchten. Wir kommen um den konkreten Bezug nicht herum – mit aller Störung und allem Ärger, wenn wir die Geschichte an uns und unsere sozialpolitische Wirklichkeit herankommen lassen wollen. Ich kann mich noch gut entsinnen, als ich vor etwa fünfzehn Jahren bei der Gossner Mission in Mainz tätig war. Da begleitete ich junge Theologinnen und Theologen, die für einige Wochen oder Monate in Betrieben, meist Industriebetrieben, der Rhein-Main-Region arbeiteten. Sie sollten ja als künftige Pfarrerinnen und Pfarrer etwas von den harten Arbeitsbedingungen der

Arbeitswelt mitbekommen. Bei den Gesprächen zur Lohnabrechnung ging es richtig los. Denn alle verdienten unterschiedlich – und hatten dafür gute Gründe parat. Ich glaube, bei FRAPORT wurde mehr verdient als bei Linde oder MAN. Besonders gut verdiente man bei IBM. Der Widerstreit untereinander war groß. Und es gab auch Wut über den Weinbergbesitzer, der Güte vor Recht ergehen ließ. Trotz allem wurde ein Lohnpool beschlossen. Frauen und Männer, Nachtschichtler und Normalschichtler bekamen den gleichen Lohn. Für einige Wochen ging das ganz gut. Länger wäre es schwierig geworden.

Das ist nur ein Beispiel dafür: Das Gleichnis Jesu macht aktuellen Ärger. Es stößt uns nicht nur am 1. Mai mit der Nase darauf, dass in unserem Land und weit darüber hinaus etwas nicht stimmt. Gewiss, dass Menschenwürde und sozialer Ausgleich zusammengehören, dass die Stärke unserer Gesellschaft sich am Wohl der Schwachen mißt – das hören wir gut und gerne noch aus dem Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe. Jedoch aus Berlin vor allem kommen andere Signale und Töne – von den geringen Hartz-IV-Zuschlägen bis hin zu den Beschäftigungs- und Qualifizierungsmaßnahmen für junge Menschen, an denen drastisch gespart wird (in Hessen allein in diesem Jahr 87 Mio Euro). Jedes fünfte Kind lebt in Armut in Deutschland, in Städten wie Bremen oder Offenbach jedes dritte. 41 Prozent der Alleinerziehenden mit Kindern leben in Armut. Über 8 Mio. Menschen arbeiten im Niedriglohnsektor. Auch die geringer werdenden Arbeitslosenzahlen können nicht darüber hinwegtäuschen, dass viele Menschen trotz Arbeit arm sind. Und es ist zu befürchten, dass aus Kindern armer Eltern wieder arme Eltern werden. Fehlende Lernmittelfreiheit und noch weithin fehlende Chancengleichheit im Bildungswesen lassen skeptisch sein. Das viel diskutierte Bildungspaket wäre besser investiert worden für die Stärkung der schulischen Infrastruktur.

Das alles drängt die Frage auf: Sind wir denn ein so armes Land? Ist es um den Weinberg namens Deutschland so schlecht bestellt, dass wir uns einen Sozial- und Bildungsstaat nicht mehr leisten können? An dieser Frage entscheidet sich, ob wir die Störung des Gleichnisses wirklich an uns herankommen lassen. Die ungleiche Einkommensverteilung, die fehlende Verteilungsgerechtigkeit in unserem Land ist unübersehbar und wächst. Ja, sie schreit zum Himmel. Zehn Prozent haben über sechzig Pro-

zent des Geldvermögens in ihrer Hand. Die oberen zwanzig Prozent verdienen durchschnittlich mehr als fünfmal so viel wie die zwanzig Prozent am unteren Ende.

„Ungleichheit wirkt zersetzend. Sie zersetzt eine Gesellschaft von innen heraus“, sagt der amerikanische Historiker Tony Judt in seinem vielbeachteten Buch über gesellschaftliche Unzufriedenheit (Judt, Dem Land geht es schlecht, München 2011, 27). Und er fügt hinzu: „Der Konkurrenzkampf verschärft sich, die Menschen fühlen sich überlegen oder minderwertig, die Vorurteile gegenüber den Schwächeren verstärken sich“ (ebd., 28). Die äußeren Kennzeichen liegen auf der Hand – um nur zwei Beispiele zu nennen: Erstens – Kinder aus benachteiligten Familien oder Wohnvierteln sind eher Schulabbrecher als Kinder, deren Eltern ein regelmäßiges mittleres oder gehobenes Einkommen haben oder in einer besseren Gegend wohnen. Zweitens – mit dem wachsenden privaten Reichtum der Wenigen geht die öffentliche Armut und Verwahrlosung einher: Die Kommunalhaushalte liegen brach – auch in dieser Region, die Schulen erhalten weithin nicht die finanzielle Unterstützung, die sie brauchen. Es fehlt an öffentlichen Mitteln, um Schwimmbäder, Büchereien und Kindertagesstätten aufrecht zu erhalten. Ganz zu schweigen von den schadhaften Straßen, wie es jeder unterwegs mitbekommt.

Während für Rettungsschirme für Banken genügend Geld da ist, streiten wir darüber, ob wir höhere Gehälter stärker besteuern dürfen – wie es im übrigen zu Zeiten von Ludwig Erhard üblich war. Oder wir streiten darüber, ob ein gesetzlicher Mindestlohn sinnvoll ist – obwohl doch jeder weiß, dass nur mit einem auskömmlichen Einkommen auch unsere Sozialversicherungssysteme lebensfähig bleiben. Deswegen – ohne gesetzlichen Mindestlohn geht es nicht, wenn es gerecht zugehen soll.

Wir dürfen heute am 1. Mai der Öffentlichkeit nicht verschweigen: Wenn uns der gesellschaftliche Zusammenhalt etwas wert ist, dann hat das seinen Preis. Nur ein starker Steuerstaat kann ein starker Sozialstaat sein. Und der Sozialstaat ist kein Anhängsel der Marktwirtschaft, sondern eine kulturelle Errungenschaft. Nicht von ungefähr sagt das Bundesverfassungsgericht: Unser Staat lebt von Werten, die er sich selbst nicht geben kann. Wenn ich recht verstanden habe, sind wir heute am 1. Mai ja versammelt, um uns genau über diese Werte zu verständigen.

Martin Luther hat in einer Fastenpredigt aus dem Jahre 1526 darauf hingewiesen, dass das Füreinander-Lastentragen die unverzichtbare Reich-Gottes-Arbeit auf Erden ist. Er sagt sinngemäß: Das Reich Gottes ist Gnade und Barmherzigkeit. Da ist auf Erden Tragen und Tragen. Er sagt dies ganz im Sinne des Galaterbriefes (6,2), dass einer des anderen Last zu tragen habe. Und zuvor heißt es: „Ihr seid zur Freiheit berufen. Doch behaltet die Freiheit nicht für euch selbst, sondern dient einander in Liebe“. Will sagen – durch ausgleichende Güte, durch Subsidiarität, durch Lastenausgleich wird unser Zusammenleben eine Zukunft haben. Gerecht ist eben das, was wir gemeinsam zum Leben brauchen. Starke und Schwache gemeinsam. Und starke Schultern können mehr tragen als schwache. Gerecht ist also das, was wir einander schuldig sind.

Vielleicht ist das heute unser Ostern: dass wir aufstehen zu einer Ethik der Geschwisterlichkeit. Dass wir aufwachen, damit gemeinsames Leben gelingt. Der Auferstandene ruft uns heute zu: Ihr seid das Salz der Erde. Ihr seid das Licht der Welt. Ihr seid es, sagt er – und spricht und traut es uns zu (Matthäus 5, 13-14). Er hat ja nicht von Honig und Marmelade geredet, worauf Franz Kamphaus uns hingewiesen hat, sondern vom Salz und vom Licht. In dem spürbaren Ärger, die Jesu Geschichte vom Salz und vom Licht macht, schon immer, steckt so viel Hoffnung für uns! Daher fragt er uns heute mit den Worten des Weinbergbesitzers: Blickst du böse, weil ich so gütig bin?

Mancher wird vielleicht denken: Moment mal, es geht doch heute um ein Wort, ja um Gottes Wort für unser Herz. Ganz recht, woran du dein Herz hängst, das ist dein Gott (vgl. Matthäus 6,21). Jesu Gleichnisgeschichte rüttelt uns heute auf, damit der Vorschein des kommenden Gottesreiches unter uns spürbar wird. Wo seine Güte, seine Geschwisterlichkeit, sein Ruf zum Lastenausgleich zwischen Starken und Schwachen unser Herz erreicht, da beginnt ein Stück Auferstehung unter uns.

Eine Störung, aber eine heilsame. Viel Ärger, aber noch mehr Hoffnung. Ein Neuanfang, aber mit ganz viel Güte, die von Herzen kommt. Nicht irgendeine Sache, sondern Herzenssache des Glaubens. Ein Wärmestrom, der uns und unser bisweilen frostiges Land durchdringen will. Wer kann da noch böse sein, dass er so gütig ist?

Der Theologe und Pfarrer Karl Barth wurde nach einem Gottesdienst einmal von einem Gemeindeglied gefragt: Werde ich meine Lieben im Himmel wiedersehen? Darauf antwortete er: Ja, aber die anderen auch. Die anderen auch! Das ist der rote Faden unseres Glaubens. Damit die Türen weit aufgehen und keiner verloren geht.

Und der Friede Gottes, der höher ist als unsere Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Wolfgang Gern

Pfarrer Dr. Wolfgang Gern ist Vorstandsvorsitzender des Diakonischen Werkes in Hessen und Nassau mit Sitz in Frankfurt am Main